

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 22 (1918-1919)
Heft: 8

Artikel: Die drei Löwen zu Weidlingen : eine Mädchengeschichte [Schluss]
Autor: Marti, Fritz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-664541>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Mutter!

Die Mutter schlief mir nah, im nachbarlichen Zimmer,
Ich küßte sie ganz leis' nach banger Arbeitswacht,
Und hell erglänzt mein Aug' in dankbar feuchtem Schimmer,
Hört' ich ihr Atmen nur im stillen Psalm der Nacht . . .

Hielt mich der Geister Flug gebannt zu spätem Reigen,
Daß lauschend meine Stirn sich hob im Höhenwind,
So brach der liebe Laut das mitternächt'ge Schweigen
Und rief mir mahnend zu: — „Geh schlafen nun, mein Kind! —“

— Nun wach' ich ganz allein, die Trauerschleier wallen,
Die Nacht zieht müde hin, mein Haupt sinkt kummervoll,
Im Haus wacht niemand auf, wenn meine Schritte hallen,
Und niemand spricht mir zu, daß ich nun ruhen soll.

Doch weiß ich einen Hain, umblüht von wilden Enzen,
Wo ich nach schwerem Tag einschlummre sanft und lind,
Da unsre Kammern dort eng aneinander grenzen,
Wenn einstens Mutter ruft: — „Komm schlafen nun, mein Kind!“

Isabelle Kaiser.

Die drei Löwen zu Weidlingen.

Eine Mädchengeschichte von Fritz Marti.

(Schluß.)

Noch nie war im Städtchen mit solcher Aufmerksamkeit gelesen worden, wie jetzt.

Im Verlaufe der Erzählung wurden Herr Brausch und seine Geliebte Luise nach Überwindung etlicher Schwierigkeiten zusammengeführt. Episodisch waren noch zwei Gestalten, abenteuerliche Fremde aufgeführt, welche mit Herrn Brausch das Kleeblatt der „drei Löwen zu Weidlingen“ bildeten.

Diese köstlich gezeichneten Figuren fanden bei der Lesermwelt des Städtchens nur nebensächliches Interesse, da sich dieses auf den Apotheker legte.

Nur ein etwas kritischer Schneider fand, eigentlich passe nur die Verehrung der zwei Fremden auf das Städtchen, da ja auch hier ein solcher unsinniger Fremdenkultus sei.

Und Hilda befand sich in der größten Not. Sie konnte nichts finden, was eine Geschichte verursacht hätte. Kein Punkt, eine Verwicklung zu bilden, bot sich ihr dar. Da war nichts als der berühmte Apotheker, der in der Phantasie wohl in die Rollen paßte, aber in der Wirklichkeit machte sich die

Sache schwieriger. Sie wußte nicht, in welcher Weise sie sich nähern konnte. Auch war sie wegen der Luise verlegen, die sie nicht finden konnte.

War diese einmal vorhanden, so ließ sich der Konflikt leichter einleiten.

Sie durchlief den ganzen Kreis ihrer Bekannten. Mit keiner derselben konnte sie etwas anfangen.

In einer glücklichen Stunde aber fand sie das Mädchen, welches passend war, die zweite Hauptrolle zu übernehmen. Jetzt war die Hauptschwierigkeit überwunden.

Sie erinnerte sich eines Mädchens, das eine Klasse höher als sie gestanden und das von ihr wegen seiner anspruchslosen Bescheidenheit nicht sonderlich beachtet worden war. Marie Bohler war ein liebliches Mädchen, ein echtes deutsches Gretchen. Mit ovalem Madonnenantlitz und etwas schief geschlitzten, mild glänzenden Augen, den blonden Haaren und der peinlichen Reinlichkeit in den ärmlichen Kleidern machte sie den angenehmsten Eindruck.

Sie war aber arm, sehr arm. Ihr Vater war Flickschuster, ein heiterer Mann, der seit dem Tode seiner Frau Marie zu Liebe manches Gläschen weniger nahm, aber immer noch zu viel. Ihre ärmliche Behausung war durch Maries Ordnungssinn wohnlicher gestaltet als diejenigen der Eltern ihrer Freundin, wo Luxusgegenstände regellos umherlagen. Ihre Brüder trugen reinlichere Hemden, als die ihrer reichen Freundin, die oft mit köstlichen, aber beschmutzten einherliefen.

Marie war eines jener Mädchen, die als Frauen, ohne daß ihre Wirksamkeit auffällt, wohlige Wärme im Haus verbreiten, weil ein liebevoller Geist dasselbe durchweht.

Wegen ihrer Anmut und Bescheidenheit und auch wegen ihrer Dienstfertigkeit war Marie bei allen Schülerinnen beliebt gewesen. Ihr Geist wehte auch durch ihre Klasse und hielt alle Ausschreitungen fern. Die Mitschülerinnen fühlten die Überlegenheit ihrer ernstesten Freundin. Diese Überlegenheit wurde aber gemildert durch die Befangenheit, welche Marie infolge ihrer Anmut hatte.

Diese Befangenheit wurde oft vergrößert, wenn Marie von den reichen Freundinnen zum Besuche eingeladen wurde und in ihren einfachen Kleidern in den schönen Häusern sich bedrückt fühlte.

Auch bei den Eltern ihrer Freundinnen war sie beliebt und gern im Hause gesehen. Die ehrsamten Bürgerleute fühlten sich geschmeichelt durch die Befangenheit Maries, die verriet, daß sie dieselben als Vornehme betrachtete.

Marie wurde aber nach Beendigung der Schulzeit von ihren Freundinnen, die sie nicht mehr nötig hatten, vergessen. Sie erhielt keine Einladungen mehr. Ja sogar die Freundinnen schämten sich fast ihrer, wenn sie ihr

begegneten. Sie waren noch besser gekleidet als früher und hatten schon ihre Anbeter, während Marie schon eine kleine Hausfrau war, die flicken und ihre Brüder in Ordnung halten mußte. Nach der bescheidenen Blume schaute keiner der jungen Herren und so wußte sie noch nichts von der Süßigkeit, die mit der Liebe zum ersten Mal in die jungen Herzen zieht.

Einzig Paula hatte sie nicht ganz vergessen und zog sie bisweilen in ihr Haus, wogegen sich Marie wieder sträubte und jedesmal entschuldigte, wenn man ihr etwas anbot für sich oder die Brüder, sie komme nicht deswegen. Sie besaß ganz das Gefühl des redlichen Armen, der immer glaubt, wenn er in das Haus des Reichen tritt, man meine dort, er wolle etwas und deshalb ungern hingeht.

Bei Paula hatte Hilda das bescheidene Mädchen bisweilen angetroffen, hatte sich aber immer kühl gegen sie gezeigt, weil es meistens mit Paulas Mutter über Hausgeschäfte sprach und sich nicht in ihre Mädchengespräche mischte.

Marie war es nun, derer sich Hilda erinnerte und welche sie dazu bebestimmte, die Geschichte auszuführen.

Erhobenen Hauptes ging sie umher, ein fröhliches Liedchen summend, denn nun wurde ihr der ganze Verlauf klar und schon hatte sie gefunden, wie der Konflikt zu knüpfen sei.

Erst jetzt beschäftigte sie sich mit Marie. Auch diese erfuhr die seltsamste Umbildung durch Hilda. In deren Phantasie war sie das Aschenbrödel des Märchens, das Hilda schon so oft auf sich übertragen. Diesmal liebte aber der Prinz nicht das Aschenbrödel, sondern umgekehrt hatte Aschenbrödel eine unglückliche, unerwiderte Liebe zum Königssohne, der Aschenbrödel auf der Asche nicht bemerkte. Und dann kam eine gute Fee, die des Prinzen Aufmerksamkeit auf das verhüllte Kleinod lenkte.

Diese gute Fee war Hilda.

Marie war nicht wenig erstaunt, als Hilda, die sie für so hochmütig gehalten, beim Zusammentreffen bei Paula so freundlich mit ihr verkehrte und vertraulich tat, als wären sie alte Freundinnen. Ihre Abneigung gegen Hilda verschwand allmählig und das Herz ging ihr auf gegen das plötzlich veränderte Mädchen. Dieses verkehrte mit Paula jetzt weniger als mit Marie und lud letztere sogar zum Besuche ein. Und Marie wurde zutraulich, erzählte von den Freuden und Leiden ihres kleinen Hauswesens und Hilda hörte mit einem Interesse zu, als wäre sie die fleißigste Hausfrau. Dann erzählte Hilda aus ihrem Kreise.

Schnell, mit vielen hochdeutschen Wendungen sprach sie von ihren Anbetern, wie der ihr tagtäglich Billets schreibe und sie ihn schmachten lasse, wie ein anderer ihr einen schönen Strauß geschickt zum Geburtstage, so daß Marie erst jetzt auf diese Seite des Lebens aufmerksam wurde, die ihr bis

dahin fremd geblieben. Sie ahnte, daß da ein guter Teil der menschlichen Glückseligkeit sei und ein unbestimmtes Sehnen schlich sich in ihr Herz ein bei den glänzenden Bildern, die Hilda vor ihr entrollte.

Zwar verstand sie nicht alles, was Hilda sagte. Wie Hilda junge Männer, welche sie liebten, zum Besten halten konnte, begriff sie nicht.

Dann geschah das Unerhörte, die stolze Hilda lud die arme Marie ein, sogleich mit ihr nach Hause zu kommen. Marie machte Einwendungen, ihre Kleider paßten nicht in ihr Haus, sie müsse sich ja vor Hilda's jüngern Geschwistern schämen. Diese zog aber Marie's Arm in den ihrigen und nun schritten die beiden Mädchen die Gasse des Städtchens hinauf.

Manches Auge folgte den Beiden. Zuerst fiel das Auge auf die stolze Hilda, die größer war als Marie und über deren Rücken eine reiche Haarwelle fiel. Wenn sich der Blick aber Marie zugewendet, blieb er auch auf ihr haften und konnte sich so leicht nicht wegwenden. Das ovale Madonnenantlitz mit zu Boden gesenktem Blicke erregte sofort das Wohlgefallen. Sogar dem oberflächlichen Beobachter fiel in die Augen, daß da zwei ganz verschiedene weibliche Charaktere beisammen waren: Die anmutige Bescheidenheit und das stolze Selbstgefühl.

Die Bekannten Hilda's, welche den Mädchen begegneten, verwunderten sich, daß sie mit der armen Schusterstochter Arm in Arm schritt.

Beim Gange durch das Städtchen machte Hilda ihre Bemerkungen über die Leute, die ihnen begegneten.

„Jener junge Mann, der so müde drein schaut, ist seit zwei Jahren verlobt mit einer armen Näherin. Er ist selbst arm und so können sie sich nicht heiraten. Sie ist aber unflug, wenn sie auf ihn wartet, bis sie eine alte Jungfer ist.“

„Der dort ist mein Cousin, er macht mir immer den Hof und weint fast, wenn ich ihn nicht ansehe.“

Ein Mädchen stand oben am Fenster, das Gesicht an die Scheiben gepreßt: „Das ist die Meta Kaufmann, die, seit sie den zwanzigsten Geburtstag gefeiert, fürchtet, eine alte Jungfer zu werden und jetzt nach einem Manne angelt; aber es will keiner anbeißen, denn sie ist nicht gar schön.“

Ein Mann ging vorüber.

„Der lebt mit seiner Frau fortwährend im Unfrieden. Sie werfen sich gegenseitig Untreue vor. Ich glaube, sie haben Beide nicht sehr Unrecht.“

In dieser Weise ging es fort. Während der kurzen Strecke die sie gingen, legte Hilda das innere Leben vieler Familien bloß. Marie's Gesichtskreis wurde um Vieles weiter. Bis jetzt hatte sie geglaubt, daß nur in ihrer Familie das Unglück ein steter Gast sei. Nun sah sie, daß es auch in den Häusern daheim war, die sie stets für glücklich gehalten. Jetzt wollte sie

dem Vater seine kleinen Fehler gerne nachsehen und nie wieder unfreundlich mit ihm sein, wenn er angeheitert nach Hause käme.

Sie kamen nun zur Apotheke und Hilda sagte: „Komm, ich muß Oblaten holen.“ Marie ging ungern, da sie glaubte, weil sie nichts zu kaufen habe, dürfe sie nicht gehen.

Herr Hausmann blickte überrascht auf, als die Mädchen eintraten, und wandte sich zuerst an Marie: „Was wünschen Sie, mein Fräulein?“ Jetzt errötete Marie, als sie sagen mußte, sie begleite nur ihre Freundin. Der Gehülfe suchte lange die Oblaten, die nun Hilda verlangte. Er blickte oft die liebliche Marie an, so daß diese wieder errötete und nicht wußte, wie ihre Verwirrung verbergen. Und als nun der Apotheker sagte: „Dürfte ich die Ehre haben, Ihre werthe Bekanntschaft zu machen, indem ich mich als Armin Hausmann vorstelle?“ wurde sie noch mehr verlegen. Sie wußte nicht, was sie darauf erwidern sollte. Hilda aber sagte: „Meine liebe Freundin, Fräulein Marie Bohler.“ Und der freundliche Herr Apotheker erwiderte, er freue sich, ihre werthe Bekanntschaft gemacht zu haben, und indem er sich mehr an Marie wandte: „Wollen Sie mich auch gütigst Ihren Eltern vorstellen, wenn ich mir einmal die Freiheit nehme, Sie aufzusuchen.“

Wieder ward Marie verlegen. Sie fühlte schon jetzt das peinliche Gefühl, das sie bekommen mußte, wenn Herr Hausmann sie einmal besuchen werde. Wieder wußte nur Hilda, die passende Antwort zu geben.

Marie atmete ganz auf, als sie die Glastüre hinter sich zumachte. Als sie im Umwenden noch einen Blick hinein warf, begegnete sie den Augen des Gehülfen und schlug die ihrigen errötend nieder.

Hilda schaute von der Straße her zurück und sah, wie der Apotheker an das Fenster getreten war, um ihnen nachzusehen. Sie wußte, daß die Beziehung zwischen Beiden begonnen. Sie war nicht einmal eifersüchtig auf den Erfolg Maries bei Herrn Hausmann. Im Gegenteil, bekam sie fast Zuneigung zu ihr, wie zu einem Werkzeug, das gute Dienste leistet.

Marie aber war in froher Stimmung. Der Herr Apotheker hatte sie behandelt wie ein vornehmes Fräulein, und sie war ihm dankbar. Nur wurde ihr heiß bei dem Gedanken an die Möglichkeit eines Besuches. Doch verließ das Bild des freundlichen Herrn Hausmann sie nicht mehr und der Blick, dem sie zuletzt begegnet. Dieser hatte ein kleines Feuer Glückseligkeit angezündet in ihrem Herzen, und sie wußte nicht warum.

Sie betrachtete aber Herrn Hausmann als hoch über ihr stehend. Außer dem Arzte schien ihr niemand so achtungsgebietend wie der Apotheker. Das rührte noch von der Zeit her, da ihre Mutter krank war und sie fast jeden Tag Arzneimittel holen mußte, dabei aber keine Aussicht hatte, dieselben zu bezahlen und deshalb jeden Gang mit Angst und Bittern tat.

Jetzt war sie in ihrem Wesen verändert.

In Hildas Hause trat sie trotz der glänzenden Räume sicherer auf, als bisher in Paulas einfachern Zimmern.

Zwar sank ihr Selbstgefühl noch am gleichen Abend zusammen, als der Vater taumelnd nach Hause kam und sie sich ihrer ganzen Armlichkeit wieder bewußt wurde. Der Vater wurde trotz seines Zustandes beschämt, als sie mit der Geduld eines Engels ihm das Nachtessen gab und ihn dann mit vieler Mühe zu Bette brachte. Daß die vornehme Hilda von jetzt an öfters in ihre ärmliche Haushaltung kam, hob auch sein Selbstgefühl etwas und er hielt sich mannlicher gegen die Versuchung, sein Gläschen zu nehmen.

In Marie ward das Bildnis Armins (in Gedanken nannte sie ihn so) immer glänzender. Ihre ganze Seele wob sich um diesen Namen und es war Frühlingszeit im Herzen, ein süßes Klingen und Singen. Sie selbst aber wußte nicht, daß man das „erste Liebe“ heißt, weil man das erst nachher versteht, wenn man kühl ist.

Herr Hausmann hatte keine Ahnung von seiner Stellung in dem reinen Mädchenherzen. Er hatte Marie schon fast vergessen, weil er sie seither nicht mehr gesehen. Daß er sie etwas auffallend bevorzugt, wußte er nicht, weil er überaus freundlich war mit allen Leuten und unbewußt noch freundlicher mit schönen Mädchen.

Und Hilda war nicht zufrieden über das unentschiedene Verhältnis. Der erste Teil des Märchens hatte sich verwirklicht. Aschenbrödel liebte den Königssohn und dieser wußte es nicht. Und nun die Fee? Es mußte etwas von dieser Seite getan werden, was die Beiden einander näherte.

Jetzt zeigte sich ihre phantastische Natur. Sie wollte den Königssohn, Herrn Hausmann rühren, ihn auf das Aschenbrödel Marie aufmerksam machen.

Sie setzte sich hin, nahm ein Blatt Papier und schrieb darauf:

Der Königssohn und Aschenbrödel.

Märchen von Hilda Boll.

Dann fing sie an zu erzählen in der naiven Art des Märchens von dem glänzenden Königssohn und dem armen Aschenbrödel. Dazwischen hinein gerieten aber ganz moderne Ausdrücke, die sich ausnahmen, wie der in geometrische Formen geschnittene Bierbaum in des Urwalds knorrigem Geschlecht. Aber das Ganze war rührend, und deutlich genug trat das Verhältnis zwischen Herrn Hausmann und Marie hervor.

Dieses Märchen überschickte sie durch die Post dem Gehülfen. Dieser war sehr überrascht, als er das sonderbare Manuskript bekam. Er las es mit großem Respekt, da es ihm imponierte, denn den Wert eines literarischen Produktes zu bestimmen, hatte er nicht gelernt. Er verstand auch wohl, welchen Zweck das Märchen hatte. Da er nicht von tiefer Gemütsart war,

glaubte er, die beiden Mädchen steckten unter derselben Decke und wollten sich einen Spaß mit ihm erlauben, bei dem er mitzuhelfen gerne bereit war. Daß das Märchen etwas wahre Zuneigung Mariens verriet, merkte er schon, aber die sonderbare Art und Weise, wie dies ihm kund getan wurde, bestärkte seine Ansicht, daß Spaß zu Grunde liege.

Es konnte für ihn nichts Unangenehmeres geben, als das Spiel mit den beiden Mädchen. Er sah, daß mit Hilda, nicht viel anzufangen war und daß man sich bei ihr leicht eine Niederlage holen konnte. Deshalb wollte er sich an Marie wenden. Er schrieb ihr folgendes kleine Brieflein auf Rosapapier:

Mein angebetetes Fräulein!

Seit Sie mir erschienen sind, ist in mein Herz Sonnenschein gezogen und hat darin ein heimliches Feuer entzündet, so daß ich trotz der kalten Zeit Frühling im Herzen habe. Wären Sie nun so grausam, diesen wieder durch den Winter vertreiben zu lassen, wenn Sie es durch ein paar Zeilen Ihrer lieben Hand verhüten können? Damit würden Sie zum glücklichsten der Menschen machen.

Ihren Armin.

Marie wußte sofort, als sie das Briefchen erhielt, von wem es sei. Alles Blut drängte sich ihr zum Herzen und ihre Hand zitterte, als sie es öffnete. Dessen Inhalt brachte ihr ruhiges Empfinden zum Überwogen. In hellen Flammen loderte die erste, starke Liebe auf und weckte in ihr das Weib, das zur Erfüllung seiner Bestimmung drängt. Die Glückseligkeit, die in ihr Herz gezogen, drohte ihr die Brust zu zersprengen.

Dann als sie ruhiger geworden, las sie immer und immer wieder die Zeilen ihres Geliebten, an deren Wahrheit sie glaubte, wie an diejenige des Evangeliums. Ach, sie wußte noch nicht, daß man liebe Worte schreiben kann, ohne sie zu fühlen! Ihr Wesen war zu einfach, um anders zu sprechen, als sie fühlte und dachte.

In Wahrheit lag jetzt vor ihr das Ziel, Frau zu werden, und es war dies eine natürliche Folge ihrer reinen Seele. Denn ein braves, unberdorbenees Mädchen tritt in kein Verhältniß zu einem Manne, ohne daß es etwas anderes glaubt, als daß die Ehe dessen Krönung bilde. Es ist aber bei gewissen Gesellschaftsklassen nichts Außergewöhnliches, daß zwei Leuten in ein Verhältniß treten, wo beide zum voraus wissen, daß sie bald sich wieder trennen werden.

Herr Hausmann war etwas verblüfft, als er die innige Antwort Mariens erhielt, und er sah, welche Glut der Leidenschaft er bei ihr geweckt. Er geriet in Verlegenheit, als Marie schrieb, daß sie eigentlich zu niedrig sei, sein Weib zu werden, sie, die so arm sei und er so hochstehend, daß sie aber durch ihre Liebe diesen Unterschied auszugleichen hoffe. Er geriet in Verlegenheit, als er sich mit einem Male vor die Entscheidung gestellt sah, woran er

nie gedacht und auch nie denken konnte. Er fragte sich im ersten Augenblick, ob dieses Vorgehen nicht Raffiniertheit des Mädchens sei; doch konnte dies bei der im Gesichte ausgedrückten Unschuld nicht der Fall sein. Um so mehr war er erstaunt über diese unerwartete Folge seines Briefes, als er keine Ahnung von solcher Gemüthstiefe gehabt hatte. Er war auch ein Philister, der diese nicht begreift und mit Neugierde sieht. Doch besaß er so viel Barmherzigkeit, um nicht mit einem Schlage des Mädchens Hoffnungen niederzuschlagen. Er nahm sich vor, das Verhältniß, in das er plötzlich geraten, eine Zeit lang fortzuführen und dann nach und nach durch Kälte das Mädchen sich zu entfremden.

Mit diesem Vorjake schlug er sich die ärgerliche Geschichte aus dem Kopfe und ging fröhlich an seine Geschäfte.

Marie hatte aber ihr sonst so ernsthaftes Wesen verloren und sie verriet deutlich, daß sie „verliebt“ sei, wie ihre Freundinnen sagten. Sie hielt sich jetzt mehr an Hilda, beendigte schneller ihre Hausgeschäfte, um sich von dieser abholen zu lassen. Mehr als nötig führte sie nun ihr Weg bei der Apotheke vorbei und sie war glücklich, wenn sie Herrn Hausmann erblicken konnte. Es fiel ihr nicht auf, daß er nicht mehr so viel unter dem Fenster zu sehen war.

Und Hilde war jetzt zufrieden. Sie empfand ein Wohlbehagen, Marie zu beobachten und richtete ihre Gespräche so ein, daß diese Interesse daran finden mußte, weil sie zu ihrem Zustande paßten. Hilda machte auch ihre Freundinnen aufmerksam auf die „Verliebttheit“ Maries. Und die Mädchen beobachteten Marie, welche davon keine Ahnung hatte. Sie besprachen die Vorfälle, wo Marie ihre Liebe verriet, und lachten darüber. Auch spotteten sie über das arme Mädchen, das im Ernste glaubte, Herr Hausmann habe wirkliche Absichten. Es kam sogar vor, daß sie sich an die Fenster setzten, um Marie und Hilda, da letztere sie davon benachrichtigt hatte, vor der Apotheke hin und hergehen und hineinblicken zu sehen.

Auch Paula hörte davon und war empört über Hilda. Sie ahnte, daß diese hinter dem Spiele steckte. Gern hätte sie Marie aufmerksam gemacht, daß sie zum Besten gehalten werde, aber sie fand den Mut nicht. Dann war es zu spät, als die Katastrophe eintrat.

Es war im Städtchen Sitte, daß jeden Winter ein Kränzchen veranstaltet wurde, bei dem sich die jungen Leute zum Tanz vereinigten. Dieses wurde jeweilen von den jungen Herren arrangiert. Schon mehrere Wochen vorher waren die Mädchen in Aufregung wegen den Einladungen, da diese immer sehr wichtig waren und fast einer Erklärung gleich kamen.

Vor dem letztjährigen Kränzchen saßen eines Abends mehrere Mädchen worunter auch Hilda und Marie, beisammen. Auch Paula war anwesend, hielt sich aber etwas fern, da sie auf Hilda böse war und auch sich zwischen



Dr. Ludwig Lindh.

Marie und sie etwas störend gelegt hatte. Das war das Verhältnis Maries, daß sie der Freundin nicht mitzuteilen den Mut hatte, weshalb diese glaubte, Marie habe kein Vertrauen zu ihr. Den Gegenstand des Gesprächs bildeten die bevorstehenden Einladungen. Die Mädchen neckten sich gegenseitig damit und spielten auf die verschiedenen zarten Verhältnisse an.

Eines der Mädchen fragte nun: „Herr Hausmann kommt doch auch, wie? Wen wird er wohl einladen,“ Ein anderes erwiderte: „Die Tochter seines Prinzipals hat mir gesagt, daß sie auf jene Zeit seine Verlobte aus Deutschland erwarten; er wird wohl diese mitbringen, es soll ein vornehmes Fräulein sein.“

Vergebens hatte Paula der Sprecherin zugewinkt, sie solle schweigen. Entweder bemerkte diese es nicht oder sprach zu Ende, um Marie zu kränken. Jetzt war es zu spät.

Mit einem lauten Aufschrei sank diese zu Boden, umsonst griff Paula nach ihr. Laut schreiend stürzten die erschrockenen Mädchen auseinander und riefen nach Belebungsmitteln. Schon hatte Paula die Bewußtlose aufgehoben und küßte sie weinend.

Silda stand starr, verwirrt und erschrocken vor dem Opfer ihrer Phantasterei. Paula wandte sich zu ihr: „Das hast du verschuldet mit deiner Herzlosigkeit. Mit unserer Freundschaft ist es aus!“

Ehe die Mädchen mit ihren Essenzen zurückkamen, schlug Marie die Augen auf und erhob sich aus den Armen Paulas, schwankend, mit totenbleichem Antlitz. Wie geistesabwesend sagte sie nur: „Ich will nach Hause!“

Paula führte sie fort, die Andern ihrer Verwirrung überlassend.

Max Bucherer.

Das 1. Heft des laufenden Jahrgangs konnten wir zufolge liebenswürdigen Entgegenkommens vonseiten des Vorstandes der Schweizer Kunstgraphiker-Vereinigung „Die Walze“ mit Holzschnitten und Radierungen verschiedener Künstler schmücken. Heute wollen wir unsere Leser mit einem der dort genannten näher bekannt machen.

Max Bucherer, der in der vordersten Reihe moderner Graphiker steht, hat sich auch als Maler hervorgetan; doch können wir ihn unsern Lesern von dieser Seite nicht vorführen und begnügen uns mit der Darstellung der einen Richtung seines Schaffens. Am 18. Juli 1883 in Basel geboren, begann er sich in den Knabenjahren schon mit der bildenden Kunst zu beschäftigen und sich gewisse Fertigkeiten anzueignen, zu denen dem Menschen die Einfühlung mit jedem späteren Jahr mehr und mehr abhanden kommt. Was ein Häfchen werden will, krümmt sich beizeiten, und früh übt sich, wer ein Meister werden will, sagt der Volksmund mit Recht. Der Fleiß ist die bessere Hälfte des Talentes. Das Selbsterlernte vertiefte und ordnete er durch eine künstlerische Ausbildung in München (1901—1903) und einen Studienaufenthalt in Paris im Jahre 1903, den er, nach München zurückgekehrt, im Jahre 1906 wiederholte, um sich 1907 neuerdings in der Tsarstadt niederzulassen, wo er u. a. seit 1909 an der Städtischen Gewerbeschule in seinem eigensten Fach als Lehrer wirkte. Bei Kriegsausbruch ging er als Zeichner an die Ostfront und ist seit 1915 als Professor am Gymnasium wie an der Kunstgewerbeschule in Zürich tätig. Gegenwärtig wohnt er in Rüschlikon, das recht eigentlich eine Künstlerkolonie geworden ist. Wiedergaben von seinen Werken wird man am einfachsten bei ihm selbst bestellen. Übrigens sind solche auch in den Mappen der „Walze“ im Kunsthaus zu sehen, wo ebenfalls Bestellungen entgegengenommen werden. Wir haben schon im 1. Heft in allgemeiner Form darauf aufmerksam gemacht, welcher diskreten Wandschmuck ein Holzschnitt oder eine Radierung bildet und welcher dauernde Reize von ihnen ausgehen.

Während des zweiten Münchener Aufenthaltes, den er zeitweise studienhalber an den Bodensee verlegte, trat er zu den beiden in Gaienhofen wohnenden Dichtern Ludwig Finckh und Hermann Kesse in freundschaftliche